

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton O. Stepenjow.

(36. Fortsetzung.) Nachdruck verboten

„Doch,“ gab er widerstrebend zu, „ich glaube doch, daß es Diamanten sind.“ — Dann legte er sich nieder.

„Und nun, meine Herren!“ fuhr Godfrey fort, der Grabs Grab mit einem nachlässigen Lächeln beobachtet hatte, „bin ich bereit, Ihnen die 5 Diamanten wieder anzuvertrauen. Ich bitte Sie, sie zu zählen, und mir eine Empfangsbescheinigung dafür auszustellen.“

„Und dann werden Sie natürlich den Bericht verfassen,“ sagte Grady spöttlich, „und alles Verdienst sich selbst zu schreiben.“

„Nun,“ meinte Godfrey und blickte ihn an, „glauben Sie denn, Sie hätten ein Verdienst an der Sache?“ — Grady erwiderte und schwieg. — „Mein Bericht,“ fuhr er fort, „ist bereits geschrieben. In zehn Minuten wird er auf der Straße erhältlich sein — und eine Senatovon herkommen. Bitte zählen Sie die Diamanten! Sie werden hundertundzwanzig Stück vorfinden.“

„Das ist die genaue Zahl der Steine, die dem Großfürsten gestohlen wurden,“ bemerkte Vigot und begann zu zählen. „Herr Shearow hat die Leutnants,“ sagte Godfrey hinzu. Shearow entnahm ein Papier der Tasche, entfaltete es und las seinen Inhalt vor.

Es war nicht bloß eine Empfangsbescheinigung, sondern auch ein genauer Bericht von dem Stehlen mit Einfluß des Raubers und des Verhafteten, das heißt, der „Record“ durch die Überlieferung der Diamanten erworben hatte. Grads Gesicht wurde immer dunkler, je weiter der Anwalt bei seinem Vortrage kam.

„Eine solche Bescheinigung werde ich nicht unterzeichnen,“ erklärte er wütend, „Nicht ums Leben!“

„Sie werden unterzeichnen, Herr Vigot, nicht?“ fragte Godfrey.

„Gewiß,“ sagte der Franzose, „diese Anerkennung Ihrer Verdienste haben Sie reichlich verdient.“ — Er trat an den Tisch und unterzeichnete mit einem Schnelzug.

„Und jetzt Simmonds,“ sagte Godfrey.

„Sie tun mir das nicht!“ befahl Godfrey, „bleiben Sie stehen, wo Sie sind, Simmonds. Ich werde Sie jagen, so unterzeichnen. Vergeben Sie nicht, daß ich Ihre Ehre bin.“

„Nun, er ist es nicht, Simmonds,“ bemerkte Godfrey.

„Seit einer Stunde etwa ist er nicht mehr Beamter.“

Grady sprang auf, mit blühenden Augen, und ging drohend auf Godfrey zu.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er.

„Ich will damit sagen,“ sagte Godfrey und blickte ihm ernst in die Augen, „daß Herr Shearow und ich heute morgen eine Unterredung mit dem Oberbürgermeister hatten, und ihm gewisse Beweise vorlegten, die in unserem Beize waren — unter anderem auch diejenige — und daß Ihr Adjektiv heute mittig angenommen wurde.“

„Wie ein Adjektiv!“ rief Grady. „Ich habe nie ein Adjektivsgeheimnis eingesehen.“

„Sagen Sie das dem Publikum, wenn Sie Lust haben,“ erwiderte Godfrey kalt. „Das ist Ihre Angelegenheit. Sie hätten telefonieren sollen, als ich es Ihnen riet, Vorwärts, Simmonds!“

Grady ließ einen Augenblick stehen, mit starren Augen wie ein müder Stier, und ich wartete halb und halb darauf, daß er auf Godfrey losstürzen würde. Dann aber heftete er den Fuß auf, ging zur Tür, rief sie auf und schlug sie hinter sich zu.

„Nun, Simmonds!“ sagte Godfrey, als der Lärm verhallt war. „Simmonds trat an den Tisch und unterzeichnete. Ich sah seinen Namen ebenfalls darunter, und Godfrey griff mit mehr Eifer, als er während der ganzen Angelegenheit verraten hatte, nach dem Schreiben und stülpte damit zur Tür.

„Tragen Sie dieses Schreiben so schnell als möglich auf die Redaktion,“ sagte er zu einem Manne draußen. „Ich werde die nötigen Anweisungen telefonisch geben.“ Das sagte er hinzu, indem er die Tür wieder zumachte und sich an uns wandte, „ist meine oder vielmehr des „Record“ Belohnung für die ganze Gesellschaft. Nun, meine Herren, Herr Shearow hat seinen Wagen drunter, und ich glaube, es würde sich empfehlen, mit dem ein Zeug da zu irgend einem Wankschiffchen zu fahren.“

„Es mochte etwa zehn Tage später sein, daß Godfrey eines Abends bei mir vorpuckte. Ich war gerade von einer Erholungsreise an das Kap Cod zurückgekehrt, die mir außerordentlich gut getan hatte. Ich brauchte es wohl kaum zu betonen, daß ich mich freute, ihn wieder zu sehen.“

„Du siehst wieder normal aus,“ sagte er, indem er sich setzte. „Ich möchte eine Zeitlang Sorgen um dich.“

„Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt,“ ich sagte ihm ja, daß ich nur eins nötig hätte — die Lösung jenes Geheimnisses.“

„Und es wurde in der abgemachten Zeit gelöst, nicht?“ fragte er lächelnd, wenn auch ich mir ganz in der Weisheit, wie man gewöhnlich hätte. „Wahrscheinlich,“ sagte er hinzu, „daß ich das Schränkchen herausgefunden werde.“

„Auf Grund welcher Anpreisung?“ fragte ich.

„Weil der Besitzer es mir geschenkt hat,“ sagte er und zog ein Schreiben aus seiner Brusttasche und überreichte es mir.

„Ich entfaltete es und erblickte die seine, weibliche Hand, die ich bereits kannte.“

Der Brief lautete:

„Gehört geehrter Herr!

Ich finde, daß ich den Fehler begangen habe, Sie zu unterrichten, und bitte Sie, meine Untunlichkeiten dafür entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß ich in der Zukunft wieder einmal die Ehre haben werde, Ihnen zu begegnen — das Ergebnis verpricht äußerst interessant zu werden. Aber verbindlich bin ich genötigt, mit der „Bretagne“ nach Europa zurückzufahren, da ich nach meinen Bemühungen um die

Diamanten seiner Hofzeit des Großfürsten unmöglich mich von ihnen trennen kann. Als kleines Erinnerungsgeschenk meiner großen Hochachtung hoffe ich, daß Sie das Soule-Schränkchen entgegennehmen werden, das Ihnen der gute Herr Vetter sicherlich ausliefern wird, wenn Sie ihm diesen Brief vorzeigen. Das Schränkchen ist nicht nur an und für sich interessant, sondern wird Ihnen auch wegen der Rolle, das es in unserer kleinen Komödie gespielt hat, willkommen sein. Wenn Ihnen nicht geht, daß es einen Winkel in Ihrem Heim schmücken möge.“

„Was mir wieder das Vergnügen einer persönlichen Begegnung haben werden, verleihe ich in ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr aufrichtigster Bewunderer

Erhochard, L'Invincible.“

„Er macht gute Worte, nicht?“ fragte Godfrey, als ich ihm schweigend den Brief zurückgab, „Was meint er, du wegen des Schränkchens?“

„Ich glaube, es besteht kein Zweifel darüber, daß Erhochard es gekauft hat,“ antwortete ich.

„Alle gehört es jetzt mir?“

„Jawohl, aber ich werde eine Erpressung versuchen.“

„Vorwärts! Los damit!“

„Ich möchte auch ein Andenken haben,“ sagte ich, „Ich hätte schließlich gerne diesen Brief — außerdem,“ fügte ich hinzu, „würde er eine Art Empfangsbescheinigung vorstellen, wenn jemand mich wegen des Schränkchens zur Rechenschaft ziehen würde.“

Godfrey lasste und warf mir den Brief über den Tisch herüber zu.

„Da hast du ihn,“ sagte er, „und ich werde das Schränkchen morgen abholen lassen. Es ist doch wohl immer noch auf der Polizeistation?“

„Ja, ich habe noch keine Zeit gehabt, meine Eingabe zu verlesen. Aber, Godfrey,“ fügte ich hinzu, wann ist die „Bretagne“ abgefahren?“

„Vor acht Tagen. Sie ist heute morgen in Havre fällig.“

„Halt du sie gemarnt?“

„Vor was?“

„Daß Erhochard hinter den Diamanten her ist. Sie wurden doch von der „Bretagne“ zurückgeführt, nicht?“

„Doch, und Vigot fuhr mich Marcon sollten wir ihn also warnen? Sicherlich weiß er, daß Erhochard die Diamanten wieder an sich nehmen wird, wenn es ihm möglich ist. Er hat, sehe ich mir, seinen Ehrgeiz darauf gesetzt, sie wieder zu erlangen. Es liegt jetzt an ihnen, sie zu beichten.“

„Das sollte nicht fürwahr sein,“ sagte ich, „Die Werkschiffkammer in einem Uebersee-Dampfer ist so ziemlich der sicherste Ort auf Erden.“

„Ja,“ beäugte Godfrey und blies nachdenklich einen Ring zur Decke hinauf.

Und dann ging er weg, ohne weiter ein Wort zu sagen.

„Aber je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr schien die Betonung, die er dem Wörtchen gegeben, mehr eine Frage als eine Behauptung auszudrücken.“

Und als ich am nächsten Morgen in die Zeitung blickte, erwartete ich halb und halb, in großen Lettern die Nachricht vorzufinden, daß die Werkschiffkammer der „Bretagne“ erbrochen worden sei. Aber es fand sich keine solche Leber driff, und so wandte ich mich mit einem Seufzer, der halb Erleichterung, halb Enttäuschung verriet, den anderen Neugierigen zu.

„Aber zwei Wochen später stieß ich auf folgende seitgedruckte Meldung: Die in Belgien gefundene Diamanten-Fälschungen Französischer Detektiv bringt aus Amerika Fälschungen zurück.“

Der Betrug wird durch den Zweifel entbedeut, zu dem der Großfürst die Steine zum Einfassen schickte!

„Ich brauchte den folgenden Artikel nicht zu lesen, denn ich sah im Augenblick, was vorgegangen war. Ich erkannte auch, warum Erhochard die Fälschungen zurückbesahalten hatte — er hatte Verwendung dafür. Wie oder wo die Auswechslung vor sich gegangen war, konnte ich nur vermuten; aber eines war sicher: die zwei Wochen, die vor der Entdeckung des Diebstahls verfloren waren, hatten ihm reichlich Gelegenheit gegeben, über seinen Raub zu verfügen. Der Großfürst dauerte mich, mehr noch der prächtige Vigot, aber trotzdem mußte man die Gewandtheit des Mannes, der sie beschloß hatte, aufrichtig bewundern.“

„Wer möchte wohl den Marcon gekauft haben? Sicherlich war es äußerst schwierig, diejenige Steine zu verkaufen. Man konnte ihn gar nicht, dann ging es. Aber das würde ja ein Verbrechen sein.“

„Die Frage wurde binnen kurzem auf unerwartete Weise gelöst. Die Zeitungen brachten ganz Seltene darüber, die die Franzosen, die in große Freunde der Komödie sind, höchlich ergötzen und für Erhochard eine einzigartige Rolle bildeten. Eines Morgens erschien im „Matin“ ein Brief, der über die folgendenmaßen lautete:

„An den Direktor des Konservatoriums!“

„Ich bin in die glückliche Lage gekommen, Weißer des Konservatoriums zu werden, der als Marcon-Diamant bekannt ist. Ich möchte, bei Ihrer Sammlung zurückzugeben, damit es nicht länger nötig ist, das Publikum mit einer Nachbildung aus farbigen Glas zu täuschen.“

„Ich mit ein großes Vergnügen sein, Ihnen diesen Diamanten mit dem Ausdruck meiner Hochachtung zu übermitteln, vorausgesetzt, daß Seine Hofzeit, der Großfürst Michael, der vorbenannte Weißer des Diamanten war, gegen meine Schenkung nichts einzuwenden hat. Sollte er sich weigern, so werde ich zu meiner Betrübnis mich genötigt sehen, den Diamanten in eine Anzahl von kleinen Stücken zu zerlegen, da er für meinen Gebrauch zu groß ist. Aber ich gebe mich der Hoffnung hin, daß er sich nicht weigern wird, sich mit meiner Schenkung einverstanden zu erklären.“

Erhochard, L'Invincible.“

„Das ließ dem Großfürsten übrig? Eine Übertragung würde ihn nun allgemeinen Verdacht haben. Weitergen warde er ja dabei nichts, was er nicht bereits verloren hatte. So er

klärte er sich, sogar mit größerer Bereitwilligkeit, als man von ihm erwartet haben mochte, mit dem Bestwechsel des Diamanten einverstanden. Zwei Tage später entdeckte der Direktor des Louvre ein Päckchen auf seinem Schreibtisch. Er öffnete es und fand darin den Marcon-Diamanten. Der Besucher des Louvre kann ihn am Erenplatz in dem Glasbehälter in der Mitte der Apollogalerie sehen, von einem besonderen Wächter beschützt. Aber die näheren Umstände seiner Wiederherkunft sind beim Publikum schon nicht mehr bekannt.“

„Und Erhochard?“ Ich weiß nichts von ihm. Jeder Morgen lese ich in der Zeitung als Erstes die Pariser Meldungen und suche dar in, ob der „Unabhängige“ nicht irgendwas angekauft ist. Ueber meinem Schreibtisch hängt eingerahmt sein Brief, und jeden Tag lese ich ihn durch. Ein Satz daraus beschäftigt mich immer wieder:

„Ich hoffe, daß ich in der Zukunft wieder einmal die Ehre haben werde, Ihnen zu begegnen — das Ergebnis verpricht äußerst interessant zu werden.“

„Und ich hoffe, daß auch ich die Ehre haben werde, bei dieser Begegnung anwesend zu sein!“

— Ende —

Die Aktie.

Von
Gans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Eine Woche, bevor Rieselblums wirklich den Kauf der Aktie vollzogen, begann das niedrige Spiel, das dann in allen möglichen Variationen sich an den folgenden Tagen früh, mittags, nachmittags und abends wiederholte. „Denkst Du, daß sie steigen wird?“ fragte Mutti Rieselblum. „Sie kann natürlich auch fallen!“ zog Papi Rieselblum die Stirn in Falten.

„Nun wieder Mutti: — Aber man denkt doch, daß sie steigt.“

„Papi: — Ja, — aber sie kann natürlich auch fallen.“

„Manchmal neigst auch Papi zum Optimismus. Dann war Mutti die fallende Beben. Ich eilen ein. Wie gesagt: Es war ein medisches Spiel und hatte Variationen.“

Eines Tages wurde aber wirklich der Kauf vollzogen: Papi's Aktie, Nr. 394.

Am nächsten Nachmittage kaufte sich Papi, was er noch nie sonst getan hatte und was er nie sonst getan hätte auf der Straße die Abendausgabe einer Zeitung mit den Kursberichten — — — 399. Also gefallen! Gestern! Am 5. 9. 20. 50 Markt. Ob sie weiter stieg? Ins Bodenloze? Papi stürzte nach Hause und teilte mit. Und fragte die unzufriedenste Stelle der Welt, fragte Mami Rieselblum, ob der Sturz wohl weiter gehen ins Bodenloze? Mami wußte garnicht. Und fragte ihrerseits Papi. Papi wußte, wie gesagt, auch garnicht. Man war ratlos. Und beschloß schließlich, zu warten. Bis morgen Morgen, „merde es sich ja zeigen.“

20. Oktober: 390!

Also erfolg! Am 10. Markt! 500. Das war nicht viel über es war etwas. Ob sie weiter stieg? Sie konnte aber auch wieder fallen, meinte die Rieselblumin. Nun wieder Papi: Aber auch weiter steigen könnte sie — über auch wieder fallen! — Ja, sie könnte das eine oder das andere. Morgen, „merde es sich ja zeigen.“

21. Oktober: 395!

5 90! Wenn das so weiter geht! Jeden Tag 50 Markt.

Minutenlanges Zucken brachte bei Beantworten des Heilaltes im Soule Rieselblum aus. Seine doch eine la hoch prima sein. Firma zu sein! Bis

Bis der Zweifler sein Haupt aufrehte. Wenn nun

„Ja, wenn nun die Reaktion käme! Und ob man vielleicht nicht doch lieber verkaufe? Was man habe, das habe man! — Das stimmt schon. Jawohl! Aber wenn sie nun stiege! Das stimmt schon. Jawohl! Aber wenn sie nun stiege! — Man wolle doch bis morgen warten. Morgen, „merde es sich ja zu gen.“

22. Oktober: 394! Der Beginn des Zusammenbruchs? Der Anfang des berückten Fallens ins Bodenloze?

23. Oktober: 396! — Auwachen.

24. Oktober: 396! Luft und Unmutgefühl balancieren.

25. Oktober: 399! Hurra! Jura! Jura!

Dann: 401; 395; 403; 407; 404.

Von einem Tage zum anderen sollte die Aktie verkauft werden und nie ward sie es. Immer „sollte es sich morgen zeigen.“ Und nie zeigte „es“ sich. Die Aktie schaukelte. Stand mal so, mal so. Rieselblums warteten. Warteten immerzu.

Zuerst war ihnen die Aktie ein unperceptibles Ding gewesen. Ein Spekulationsobjekt. Allmählich gewannen sie die Aktie lieb. Sie ließen sich sagen, wo die Handelt sie. In einem kleinen Koff in der Pfalz stand sie. In der Pfalz! Diefen gehalten: Rieselblum hatte keine Ahnung, wo die Pfalz lag. Aber er freigte eine Ahnung davon. Rieselblum suchte die Pfalz und das Fortschritt in der Pfalz auf der Karte auf. So ja. Dort also lag seine Pfalz. Und Wollte verortete sie! So ja. Es geht auf den Winter zu, sagte Mami Rieselblum. Man sollte denken, daß das Geschäft besonders florierte. Rieselblum glaubte nicht, daß die Jahreszeit viel damit zu tun habe. Immerhin: er erlaubte sich danach und ließ sich von sämtlichen Schneidern, bei denen er jemals hatte arbeiten lassen, darüber Auskunft geben, ob Wollwaren Zukunft hätten. Rieselblum ließ sich genaue Auskunft geben und fand mit seinem aus allen Windeln zusammengetragenen Wollschere wissen bald gewiegten Fachleuten an Kennzeichen nicht nach. Und noch etwas anderes lernte er: daß ein direkter Zusammenhang zwischen Wollwa und Kurshöhe bestände. Rieselblum studierte daraufhin täglich den Stand der Marktpreise auf sämtlichen Welt Handelsplätzen und allen Nachrichten, die Motive zu einer Veränderung des Standes sein konnten und alle die nachdrachten, die Motive, zu einer Veränderung der Motive zu einer Veränderung des Standes hätten sein können. Rieselblum ließ sich in jedem Alter einer Sache, die er vor einem Monat noch Futalidmonie genannt und von der er keine Ahnung hatte, gekauft hatte. Mehr noch: Mami Rieselblum was eines Tages auf den Zusammenhang von Wollwa und Börse hin, woraus ein großes Vermögen aus Rieselblum hervorging, und er, der Pfalz, Neutrale, zwischen sämtlichen

